

Leben mit einem schwindenden Geist

Manche haben noch klare Gedanken, andere nicht: Besuch in einer Wohngemeinschaft für Demenzzranke

Von Silke Bauer

Helmut Wohlgenuth trägt mehrere Hemden übereinander, selbst im Sommer. Er hat immer eine Plastiktasche mit Handschuhen und zwei Thermoskannen mit Tee dabei. Er spricht so gut wie nichts, manchmal lächelt er schüchtern, wenn man ihn anspricht. Helmut Wohlgenuth hat Demenz.

Zusammen mit vier anderen Demenzzranke im Alter von 73 bis 83 Jahren lebt er in der Wohngemeinschaft „Gila“ an der Günderrodestraße im Gallus. Bis Ende dieses Monats sollen drei weitere hinzukommen. In dem Haus werden die alten Menschen rund um die Uhr von fünf Mitarbeitern betreut. Jeder hat ein eigenes Zimmer. „Wir legen großen Wert auf Privatsphäre“, sagt Ingrid Hager, die Betreiberin der Einrichtung. „Dazu gehört auch ein eigenes Badezimmer.“

Ingrid Hager ist gelernte Krankenpflegerin und leitet die Wohngemeinschaft, die vor knapp einem Jahr eröffnet wurde, gemeinsam mit dem Sozialpädagogen Andreas Morello. „Ich wollte eine Alternative zum Altenheim schaffen“, sagt Hager. Im vergangenen Jahr schloss sie eine Leistungsvereinbarung mit der Stadt Frankfurt ab. Wenn ein Bewohner die monatlichen Kosten von 3200 bis 3400 Euro nicht allein von seiner Rente und Leistungen der Krankenkasse tragen kann, was oft der Fall ist, zahlt die Stadt die restlichen Beträge.

„Die Senioren“, sagt Ingrid Hager, „sind anders als im Pflegeheim im rechtlichen Sinne Mieter, keine Bewohner. Sie mieten das Zimmer mitsamt der Betreuung.“ Die Gemeinschaftsräume befinden sich im Erdgeschoss, die Zimmer im ersten Stock. Die restlichen fünf Etagen werden an Arbeitnehmer und Studenten vermietet.

Aufgenommen werden kann nur, wer die Kriterien erfüllt. „Natürlich muss ein Arzt eine Demenzerkrankung diagnostiziert haben“, sagt Morello. Außerdem dürften keine schweren psychischen Erkrankungen vorliegen, der Kranke müsse gemeinschaftsfähig sein und in die Gruppe hineinpassen. Platz ist für 25 Personen. Der Tag beginnt morgens um acht, dann erscheint nach der Pflegedienst. „Die Pfleger kommen alle von außerhalb. Unser eigenes Personal übernimmt im Lauf des Tages nur kleinere Tätigkeiten wie das Wechseln der Kleidung“, sagt Hager. „Danach wird Frühstück gemacht, werden Medikamente verteilt, anschließend haben die Bewohner Zeit zu ihrer freien Verfügung, jeder beschäftigt sich anders.“

Helmut Wohlgenuth ist am liebsten für sich. Nur zum Mittagessen und zum Nachmittagskaffee verlässt er sein Zim-



Mit Haustier: Melanie Hansel hat ihre Katze mit in die Wohngemeinschaft gebracht.

Fotos Helmut Fricke

mer und geht nach unten in den Gemeinschaftsraum zu den anderen Bewohnern. Doch er spricht nicht mit ihnen. Sobald er aufgewacht hat, steht er auf, nimmt seine Plastiktüte in die Hand, schiebt den Stuhl zurück an den Tisch und geht wieder nach oben. Auf die Frage, was er dort mache, antwortet er: „Nichts.“

In den Gemeinschaftsräumen ist es gemütlich, die großen Fenster lassen viel Sonnenlicht herein, überall gibt es Topfpflanzen, an den Wänden stehen Sitzbänke mit bunten Kissen. Ein kleiner schwarzer Pudel läuft aufgeregt umher, er gehört Andreas Morello. Dem Sofa gegenüber steht ein neuer Breitbildfernseher, daneben ein Bücherregal. Im Hintergrund ertönt Musik aus einem Musical, auch einen alten Plattenspieler und ein Radio gibt es.

Auf einem Sessel sitzt Gerhardt Balle, er hat die Füße hochgelegt und liest Zeitung. Er ist Mitte 70 und wirkt geistig relativ rege. „Bei ihm ist die Demenz erst in einem frühen Stadium“, sagt Morello.



Ist geistig noch relativ rege: Gerhardt Balle im Gemeinschaftsraum der Einrichtung

Was Balle jedoch schwerfällt, ist das Gehen, allein kommt er kaum vom Fleck. Er liest viel, hauptsächlich Zeitungen und Bücher über das Mittelalter. Der höfliche und freundliche Mann unterhält sich gern, erzählt von früher, von seiner Mutter, die während des Kriegs gestorben ist, von seinem „Kater Peter“, den er als Kind hatte, von seinem Beruf als Anwalt. Frau und Kinder habe er nicht, nur noch ein paar entfernte Verwandte. „Meine Tante ist 103“, sagt er und lacht. Manchmal bekomme er Besuch von Freunden. Sie bringen ihm etwas zu lesen. Hager sucht noch ehrenamtliche Helfer, die sich mit den Bewohnern beschäftigen.

Bevor Gerhardt Balle in die Wohngemeinschaft kam, lebte er allein, hatte öfter Kreislaufzusammenbrüche, eines Morgens war er aus dem Bett gefallen und konnte nicht mehr aufstehen. Sein Betreuer brachte ihn zur Wohngemeinschaft Gila, seit fast einem Jahr lebt er nun dort. „Anscheinend geht es ihm besser als früher“, die Leute hier tun alles, damit es einem gutgeht“, sagt er. An sein Zuhause denkt er trotzdem oft: „Lieber

ANZEIGE

Heizung modernisieren, Fördergeld kassieren!
www.oelheizung.info

wäre ich natürlich dort“, sagt er und nimmt einen Schluck von dem Kaffee, den ihm eine Mitarbeiterin gebracht hat.

Auch Melanie Hansel wäre lieber zu Hause. „Ich bin ja nicht mehr lange hier, im Moment wird mein Haus renoviert, danach gehe ich wieder zurück“, sagt sie und nickt heftig mit dem Kopf. „Sie wissen ja, wie die Handwerker sind.“ Die 83 Jahre alte Frau weiß nicht, dass sie krank ist. Sie lebt seit zwei Monaten in der Wohngemeinschaft. „Die Demenz könnte bei ihr durch zwei Schlaganfälle ausgelöst worden sein“, sagt ihre Tochter Miriam Hansel. Sie weiterhin allein leben zu lassen, könne sie nicht mehr verantworten, ihre Mutter habe beispielsweise oft vergessen, die Herdplatten auszuschalten.

Vieles wiederholt Melanie Hansel in kurzen Abständen immer wieder. Sie hat ihre Katze mitgebracht, die sie schon seit zehn Jahren hat, „eine norwegische Waldkatze“ sagt sie mehrmals und strahlt. Das Tier ist ihr Ein und Alles. „Haustiere machen vieles einfacher“, sagt Ingrid Hager.

Miriam Hansel hat sich für ihre Mutter gegen einen Platz im Altenheim entschieden. „Ich habe mir mehrere Pflegeheime angesehen“, sagt sie, „aber sie ist ja nicht bettlägerig.“ Bei sich zu Hause pflegen könne sie ihre Mutter jedoch auch nicht, da sie berufstätig sei. Sie versuche allerdings ihre Mutter jedes Wochenende zu besuchen. Seit sie hier sei, habe sich ihr körperlicher und geistiger Zustand gebessert. „Sie hat zugenommen und ist nicht mehr so verwirrt wie früher.“ Die Wohngemeinschaft scheint für die beiden die beste Lösung zu sein.

LOKALTERMIN



Gewei oder Garten

Das „Mosebach“ im Nordend

Beim „Grüne Soße Festival“ auf dem Roßmarkt wurden selbst hartgesottene Frankfurter und Hessen auf eine harte Probe gestellt: Sieben verschiedene Soßen in den unterschiedlichsten Konsistenzen lassen sich nur schwer verkosten, selbst wenn es sich um kleine Mengen handelt und diese mit Kartoffeln und Eiern serviert werden. Die eine Soße war zu dickflüssig, die andere zu stark püriert, in einer war zu viel Mayonnaise, eine andere war – wohl aus Mangel an Masse – mit Wasser verdünnt worden. Kaum zu glauben, dass die Erzeugnisse alle von ehrbaren Gasthäusern aus dem Rhein-Main-Gebiet stammten. Man fragt sich: Wie kann so Unterschiedliches überhaupt den gleichen Namen haben? Doch nicht nur Geschmäcker, auch Köche sollen ja grundverschieden sein.

Wer stets eine gleichgute Grüne Soße essen will, sollte sich am besten an die Gaststätte seines Vertrauens halten. Wer gerne mal fremdgeht, dem sei das „Mosebach“ empfohlen. Die nunmehr 21 Jahre alte Institution, benannt unter anderen nach ihrem Betreiber Thomas Mosebach, durfte sich zuletzt 2008 mit dem Titel „Best Grie Soße“ schmücken – was immer das bedeuten mag. Die Gaststätte am Sandweg ist also für den einen das Grüne-Soße-Mekka der Stadt (dazu wird zum Beispiel ein schön mürber Tafelspitz angeboten), andere bezeichnen es als das Schnitzelparadies Frankfurts (Schwein oder Kalb stehen zur Auswahl), wieder andere zieht es nur wegen des fränkischen Biers oder des köstlichen Nuss-schnapses ins „Mosebach“.

Innen geht's gediegen rustikal und – ja – ein wenig kitschig zu: Holzvertäfelung, Gewei und ausgestopfte Vögel an der Wand, alte Ölschinken und ein Mosaik aus Bieretiketten, dazu Bembel und, man muss es schreiben dürfen, wirklich hässliche Leuchten, die trotzdem hierher passen. Denn nur so bekommt das gastliche Haus seinen eigentümlichen Charme.

Wer unter sich bleiben will, ist im „Mosebach“ falsch, doch das kennt und schätzt der Frankfurter ja. Insgesamt sind die Getränke und Speisen wohl etwas teurer (Hauptgerichte zwischen neun und 15 Euro) als in vergleichbaren Ebbelwei-Lokalen. Die Bedienung aber macht alles wett. Und erst der Garten hinterm Haus: Dicht an dicht gedrängt sitzen die Gäste im begrünten Hof. Wer einmal im Sommer dort draußen war, wird es bedauern, wenn er danach nur einen Tisch im Lokal bekommt. PETER-PHILIPP SCHMITT

Gaststätte „Mosebach“, Sandweg 29, Nordend, Telefon 4 93 03 96. Geöffnet täglich von 17 bis mindestens 24 Uhr.

LESERBRIEFE

Leider wahr

Zu „Zahl der Kirchengaustritte steigt“ sowie „Kleine Kirche“ (F.A.Z. vom 4. Mai)

Warum treten Menschen aus der Kirche aus? Zuallererst, weil sich damit legal und ohne Komplikationen Geld sparen lässt. Das sagt natürlich keiner gerne, also wird ein aktuelles Problem angeben, und fertig ist die Rechtfertigung. Bei der Art und Weise, wie über die katholische Kirche berichtet wird, ist es eher ein Wunder, das noch so viele Menschen dabei bleiben und trotzdem Mitglieder sind. Seit Monaten tobt in den Medien eine Kampagne, bei der wahllos, man muss es leider so sagen, gegen die Kirche gehetzt wird, ohne zu differenzieren. Verdachtsmomente sind Beweise, Einreden werden nicht zugelassen, sondern als Schuldanerkenntnis gewertet und Rücktritte gefordert, für Ohrfeigen von vor 30 bis 40 Jahren, die als schwere körperliche Misshandlungen gelten. Der mediale Hass auf die Kirche kennt keine Grenzen, kein Thema wird geschont, um es in den „Missbrauchs-Mix“ zu werfen (Zölibat, Frauenordination, Homosexualität). Die Kirche selbst wehrt sich eigentlich nicht und wird damit zum Punchingball für alle ihre Hassler.

Keine Frage, das Thema ist abstoßend, jeder Missbrauch ist einer zu viel, und diese Verbrechen gehören rechtmäßig verurteilt und bestraft. Aber, und das klingt zynisch, leider wahr, außer den Tätern und den Opfern interessieren Verbrechen von vor 30 bis 50 Jahren heute nur noch eine sehr begrenzte Anzahl von Menschen. Außerdem, wie sollen sich Beschuldigte gegen Anschuldigungen heute zur Wehr setzen, der öffentliche Pranger gibt dazu keinerlei Möglichkeit, und das ist im höchsten Maße unfair.

Bei der großen Zahl von Missbräuchen, die in der Gesellschaft stattfinden, sind die „Zahlen“ der Kirche, so schlimm sie sind, höchstens im Promillebereich anzusiedeln. Warum wird hier von den Medien nicht mehr differenziert? Nein, der Missbrauch wird in der Öffentlichkeit fast allein als ein katholisches Problem darge-

stellt. Genau hier liegt der große Fehler, denn ohne eine Differenzierung wird man der Sache nicht gerecht.

JENS-MICHAEL HORATZ, KRONBERG

Trifft nicht zu

Zu „Ohne Rücksicht auf Standesdünkel“ (F.A.Z. vom 19. April)

In Ihrem Artikel bezeichnen Sie Herrn Hartmut Heidemann als Leiter des Hessischen (Haupt-)Staatsarchivs. Dies trifft nicht zu. Der derzeitige Leiter des Hessischen Hauptstaatsarchivs ist Professor Eiler, sein Vorgänger war Herr Grüttner, seit einigen Jahren im Ruhestand. Herr Hartmut Heidemann war langjähriger Mitarbeiter in dem Archiv, ist ebenfalls seit einigen Jahren im Ruhestand und ein sachkundiger und fleißiger Autor und Vortragender in seinem Fachgebiet.

HARRY E. HÄUSSER, WIESBADEN

Befürchtungen

Zu „Kongressbau bei Kempinski“ (F.A.Z. vom 30. April)

Dem Artikel ist zu entnehmen, dass in der Debatte der Stadtverordnetenversammlung viel von dem Bauvorhaben – einem Kongresszentrum – und den wirtschaftlichen Interessen des Hotels Kempinski die Rede war. Die dazu bestehenden Bedenken der Bürger des in unmittelbarer Nachbarschaft gelegenen Stadtteils Gravenbruch scheinen dagegen nur am Rande und in wenig konkreter Form eine Rolle gespielt zu haben. Deshalb ein kleiner Nachtrag.

Eine zentrale Befürchtung der Anwohner ist, dass der Waldgürtel, der den Stadtteil umgibt und der seit jeher als Schutzwall gegen Lärm und Emissionen der an Gravenbruch vorbeiführenden, stark frequentierten Straßen betrachtet wird, ohne Not an einer weiteren Stelle erheblich reduziert werden könnte. Offiziell wird zwar erklärt, der Waldeinschlag solle „so gering wie möglich“ ausfallen. Doch die

bislang vorgelegten Pläne, mit realistischen Blick betrachtet, legen einen ganz anderen Schluss nahe. Die Folgen hätten die Bewohner Gravenbruchs zu tragen, wobei noch nicht einmal geklärt ist, welche lautstarke Event- und Festkultur sich hinter dem Begriff „Kongresszentrum“, ausgelegt für 1000 Besucher, verbirgt.

Es bleibt zu hoffen, dass die Stadtverordneten Neu-Isenburgs sich im weiteren Verlauf des Verfahrens an der vor kurzem bekanntgewordenen Entscheidung der Richter des VGH orientieren werden, die im Falle der Pläne für die Bebauung des Offenbacher Hafens eine angemessene Abwägung der widerstrebenden Interessen von Wohnung und Gewerbe und eine Respektierung der Vorgaben der Raumordnung anmahnen.

HELGA REISS, NEU-ISENBURG

Erstklassig

Zu „Neue Mitte, alte Mitte, gar keine Mitte“ (F.A.Z. vom 29. April)

Wenn Architektur gebaute Realität wird, begleitet sie das Leben von vielen über die Dauer von Generationen. Keiner kann sich der Architektur entziehen, sie ist jeden Tag in vielfältiger Weise um uns herum vorhanden. Die Wertigkeit der Architektur bestimmt nachhaltig unsere Lebensqualität. Die Stadtväter von Bad Vilbel haben eine außerordentliche Verantwortung für die Gestaltung des Ortes. Sie leisten eine beachtliche Arbeit, die zu würdigen ist, aber nur dann, wenn sie das elementare Bedürfnis ihrer Bürger nach guter Lebensqualität berücksichtigt. Unverständlich bleibt in diesem Zusammenhang, warum die Stadtväter ihren Bürgern bis heute nicht erklären, welche Architektur als Platzrandbebauung entstehen soll und wie sich die Gruppierung der zusammengehörigen Gebäude auf deren (un)mittelbare Umgebung auswirkt.

Das Ensemble der Platzrandbebauung, zusammen mit der Brücke, dem Kurhaus und dem Kurpark sind das Herzstück einer städtebaulichen Entwicklungsmaßnahme, für das ein Gesamtkonzept erforderlich ist. Selbiges ist unter Beachtung

der urbanen Zusammenhänge möglichst optimal in seine Umgebung einzupassen, da die Gestaltung dieses Herzstückes die gesamte Kernstadt wesentlich beeinflussen wird. Die Wechselwirkungen zwischen der Gestaltung der Neuen Mitte und dem städtebaulichen Kontext sind planerisch noch nicht abschließend geklärt. Diese Auswirkungen sollten unbedingt mit Hilfe eines Architektenwettbewerbes aufgezeigt werden, bevor es dafür zu spät ist. Die Stadtväter haben ihren Bürgern Erstklassigkeit bei der Realisierung der Neuen Mitte versprochen.

KAI PETERSEN, BAD VILBEL

Besser als sein Ruf

Zum Leserbrief „Maßlose Schelte“ (F.A.Z. vom 23. April)

Der Meinung von Herrn Geene kann man nur zustimmen. Die von Heim Beuthe in seinem Leserbrief vom 20. April an der Fraport AG geübte Kritik schießt weit über das Ziel hinaus. Wer dabei den Fluglärm in Kelsterbach bereits jetzt als unerträglich bezeichnet, kennt sich in unserer Region offenbar nicht gut aus. Er sollte sich zum Beispiel den Fluglärm in Raunheim, Flörsheim oder in Frankfurt-Sachsenhausen anhören, um richtige Vergleichsmaßstäbe zu gewinnen.

Wir haben 30 Jahre im südlichen Niederrad gewohnt und sind vor fünf Jahren nach Kelsterbach umgezogen. Den Fluglärm in Niederrad empfanden wir wesentlich stärker als in unserer jetzigen Wohngegend in Kelsterbach. Wenn uns Freunde aus Frankfurt besuchen, wundern sie sich regelmäßig, dass sie den Kelsterbach nachgesagten Fluglärm gar nicht richtig wahrnehmen. In welchem Maße sich dies bei Inbetriebnahme der neuen Landebahn ändern wird, lässt sich derzeit noch nicht beurteilen. Die Lebensqualität in Kelsterbach ist in der politischen Auseinandersetzung um die neue Landebahn mit der Fluglärmbelastung leider in unverantwortlicher Weise schlechtergedeutet worden. Kelsterbach ist in dieser Hinsicht jedenfalls viel besser als sein malträtiertes Ruf.

DR. GERD REINSCHMIDT, KELSTERBACH

PETER MILKOWSKI HERRENMODE

LOUISENSTRASSE 60/KURHAUS
61348 BAD HOMBURG
TELEFON (061 72) 21324